



Machtverhältnisse und Gewalt – Femizide und die Rolle gesellschaftlicher Normen

Einführungsreferat von Sarah Paciarelli, Kommunikation, Bildung und Politik Frauenbund Schweiz

Guten Abend miteinander

Ich freue mich sehr, Sie heute hier begrüßen zu dürfen. Und ich möchte Ihnen zunächst einmal danken, dass Sie heute Abend hier sind und sich Zeit für dieses wichtige und gleichzeitig schwierige Thema nehmen.

Wir sprechen heute über die Tötung von Frauen. Über Femizide. Und wir sprechen darüber, warum diese Taten nicht nur etwas über einzelne Täter oder einzelne Beziehungen erzählen, sondern auch etwas über unsere Gesellschaft.

Genau deshalb beteiligt sich der Frauenbund Schweiz an diesem Abend. Als Frauenbund vertreten wir rund 100'000 Frauen in der ganzen Schweiz. Wir sind der Dachverband katholischer Frauenvereine. Wir engagieren uns seit vielen Jahrzehnten für die Rechte, die Würde und die Gleichstellung aller Frauen in Gesellschaft, Kirche, Politik und Wirtschaft.

Gewalt gegen Frauen ist deshalb für uns kein Randthema. Sie berührt ganz unmittelbar die Frage, wie Frauen in unserer Gesellschaft – trotz Gleichberechtigung – tatsächlich leben und leben können.

Für uns kommt noch eine weitere Perspektive hinzu: die christliche Ethik und die katholische Soziallehre. Ausgangspunkt ist für uns die gleiche Würde jedes Menschen. Wenn Frauen abgewertet, kontrolliert, misshandelt oder getötet werden, ist diese Würde fundamental verletzt.

Deshalb haben wir 2025 ein Positionspapier zu Femiziden veröffentlicht. In diesem Sommer haben wir es überarbeitet und erweitert. Auf einige der Gedanken und Forderungen daraus möchte ich heute eingehen.

Zunächst aber zu den Zahlen.

2025 wurden in der Schweiz mindestens 27 Frauen Opfer eines Femizids.

Und auch 2026 wurden mindestens 17 Frauen und Mädchen Opfer eines Femizids.

Hinter jeder dieser Zahlen steht ein Mensch. Eine Frau, ein Mädchen. Eine Familie, Freund:innen, Kinder, Kolleg:innen. Und trotzdem sind Zahlen wichtig.



Denn erst wenn wir zählen, können wir Muster erkennen.

Und genau hier beginnt in der Schweiz bereits ein Problem: Wir verfügen bis heute über keine umfassende offizielle Statistik in der Femizide erfasst werden.

Das ist nicht überall gleich. Tötungsdelikte an Frauen werden in verschiedenen Ländern unterschiedlich erfasst, definiert und auch rechtlich unterschiedlich behandelt.

Mexiko zum Beispiel hat bereits 2012 einen eigenen Straftatbestand geschaffen. Das Gesetz benennt also ausdrücklich die geschlechtsspezifische Tötung von Frauen.

Einen ähnlichen Schritt hat vor Kurzem Italien gemacht. Seit 2025 gibt es dort einen eigenen Straftatbestand «Femizid». Die Tötung einer Frau wird unter bestimmten Umständen ausdrücklich als Femizid bezeichnet – etwa wenn die Tat mit Hass oder Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts oder mit Kontrolle, Besitzdenken beziehungsweise der Einschränkung ihrer Freiheit zusammenhängt.

Spanien geht einen anderen Weg. Das Land gilt bei der Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen seit vielen Jahren als Vorreiter. Spanien hat keinen eigenen Straftatbestand Femizid, sondern bereits 2004 ein umfassendes Gesetz gegen geschlechtsspezifische Gewalt geschaffen.

Und das Interessante daran ist: Spanien setzt nicht erst bei der Tötung einer Frau an. Das System verbindet Prävention, Schutz und Strafverfolgung. Es gibt spezialisierte Gerichte für Gewalt gegen Frauen, besondere Unterstützungsangebote und Massnahmen, um gefährdete Frauen frühzeitig zu schützen.

Dahinter steht ein wichtiger Gedanke: Gewalt gegen Frauen wird nicht einfach als privates Problem innerhalb einer Beziehung verstanden. Sie wird auch als Folge gesellschaftlicher Ungleichheit und von Machtverhältnissen zwischen Männern und Frauen betrachtet.

In der Schweiz jedoch wird eine solche Tötung nach den bestehenden Straftatbeständen beurteilt – beispielsweise als vorsätzliche Tötung oder als Mord.

Diese Beispiele zeigen, dass es international sehr unterschiedliche Wege gibt, mit Femiziden umzugehen. Aber egal, welchen Weg ein Land wählt: Bevor wir darüber sprechen können, wie Femizide erfasst, verhindert oder rechtlich behandelt werden sollen, müssen wir zunächst klären, wovon wir eigentlich sprechen.

Das klingt zunächst nach einer technischen Frage.

Ist es aber nicht.



Denn die Art und Weise, wie wir Gewalt erfassen, bestimmt auch, was wir von ihr sehen.

Wenn wir lediglich erfassen, dass eine Frau getötet wurde, wissen wir noch wenig darüber, warum sie getötet wurde. Wir wissen nicht, welche Beziehung zwischen Täter und Opfer bestand. Wir wissen nicht, ob es vorher Gewalt gab. Ob die Frau sich getrennt hat oder trennen wollte. Ob sie bedroht oder verfolgt wurde. Ob Behörden bereits eingeschaltet waren. Ob Warnsignale vorhanden waren.

Genau deshalb ist die Frage wichtig, was wir eigentlich meinen, wenn wir von einem Femizid sprechen.

Häufig hört man die Definition: Ein Femizid ist die Tötung einer Frau, weil sie eine Frau ist.

Das ist als Kurzform hilfreich. Aber es kann auch missverständlich sein.

Denn kaum ein Täter wird sagen: «Ich habe sie getötet, weil sie eine Frau war.»

Wir müssen genauer hinschauen.

Welche Rolle spielten Kontrolle und Besitzansprüche? Ging der Tat eine Trennung voraus? Wollte die Frau sich lösen? Gab es Drohungen, Stalking oder Gewalt? Wurde ihre Selbstbestimmung vom Täter als Kontroll- oder Machtverlust erlebt?

Der Begriff Femizid lenkt unseren Blick deshalb auf den geschlechtsspezifischen Kontext einer Tötung.

Und bei der Überarbeitung unseres Positionspapiers haben wir bewusst noch einen zweiten Begriff aufgenommen: Feminizid.

Dieser Begriff ist im deutschsprachigen Raum weniger geläufig. Er erweitert aber die Perspektive.

Während Femizid die geschlechtsspezifische Tötung einer Frau bezeichnet, richtet Feminizid den Blick zusätzlich auf die gesellschaftlichen, institutionellen und staatlichen Bedingungen, unter denen diese Gewalt geschieht.

Der Begriff fordert uns also auf, nicht nur zu fragen:

Warum hat dieser Täter diese Frau getötet? Sondern auch:

Was geschah davor?



Gab es ausreichende Schutzmöglichkeiten?

Haben Polizei, Justiz, Behörden und andere Institutionen angemessen reagiert?

Und welche gesellschaftlichen Vorstellungen von Frauen, Männern, Beziehungen, Besitz und Kontrolle bilden den Hintergrund dieser Gewalt?

Ein Femizid beginnt nicht mit dem Mord.

Vielen dieser Taten geht eine Geschichte voraus.

Psychische Gewalt. Kontrolle. Isolation. Drohungen. Stalking. Körperliche oder sexualisierte Gewalt. Wirtschaftliche Abhängigkeit. Zwangskontrolle.

Natürlich führt nicht jede gewalttätige Beziehung zu einem Femizid. Und nicht jede Form von Ungleichheit führt zu Gewalt.

Aber wenn wir nur auf den letzten Moment schauen, sehen wir einen Täter und ein Opfer.

Wenn wir die Geschichte davor anschauen, erkennen wir möglicherweise ein Muster.

Und wenn wir viele dieser Geschichten nebeneinanderlegen, erkennen wir Strukturen.

Genau deshalb ist es so wichtig, Femizide nicht als «Beziehungsdramen» oder «Familientragödien» zu erzählen.

Ein «Beziehungsdrama» suggeriert, dass zwischen zwei Menschen etwas auf tragische Weise aus dem Ruder gelaufen ist.

Aber Eifersucht ist keine Naturgewalt. Kontrolle ist keine Form von Liebe. Und eine Trennung ist keine Provokation.

Wir müssen deshalb darüber sprechen, welche Vorstellungen von Geschlecht, Beziehung und Macht in unserer Gesellschaft weiterhin existieren.

Welche Vorstellungen davon, wie Männer sein sollen und wie Frauen sein sollen.

Wer führen soll. Wer nachgeben soll.

Wer die Kinder grosszieht.



Wessen Wut akzeptiert wird.

Wer für Beziehungen und Harmonie verantwortlich gemacht wird.

Wer ökonomisch unabhängig ist.

Wer den Haushalt schmeisst.

Und auch darüber, warum die Selbstbestimmung einer Frau von einem Mann als Verlust von Kontrolle erlebt werden kann.

Das bedeutet ausdrücklich **nicht**, die individuelle Verantwortung eines Täters zu relativieren.

Für die Gewalt verantwortlich ist der Täter.

Aber wenn ähnliche Taten immer wieder unter ähnlichen Bedingungen geschehen, dürfen wir nicht bei der individuellen Erklärung stehen bleiben.

Dann müssen wir auch nach den gesellschaftlichen Bedingungen fragen.

Genau das tun wir in unserem Positionspapier.

Wir fordern, Femizide sichtbar zu machen und systematisch zu erfassen.

Wir fordern einen konsequenten Schutz von Frauen vor Gewalt und eine ausreichende Finanzierung von Prävention, Beratung, Frauenhäusern und Opferhilfe.

Wir wollen, dass Warnsignale früher erkannt und Gefährdungssituationen ernst genommen werden.

Dass nach jeder Tat systematisch untersucht wird, welche Warnsignale und Schutzlücken es gab und was daraus für die Prävention gelernt werden kann

Und wir wollen, dass wir aus jeder einzelnen Tat lernen.

Nicht, um im Nachhinein Schuld zu verteilen.

Sondern um die nächste Tat möglicherweise zu verhindern.

Und damit komme ich zu dem Gedanken, den ich Ihnen für den heutigen Abend eigentlich mitgeben möchte.



Wenn wir Femizide als einzelne, voneinander unabhängige Tragödien betrachten, erscheinen sie beinahe unvermeidlich.

Ein Mann tötet eine Frau. Eine Beziehung eskaliert. Eine Familie erlebt eine Katastrophe. Und dann geschieht irgendwo die nächste Tat.

Wenn wir aber erkennen, dass sich bestimmte Muster wiederholen, verändert sich unsere Perspektive.

Dann können wir nach den Ursachen dieser Muster fragen.

Nach Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit.

Nach Macht und Kontrolle.

Nach wirtschaftlicher Abhängigkeit.

Nach Gewalt in Beziehungen.

Nach institutionellen Schutzlücken.

Und nach gesellschaftlichen Normen, die all das mitprägen.

Das kann zunächst bedrückend wirken.

Denn es bedeutet, dass Femizide nicht einfach zufällig geschehen.

Aber ich glaube, dass genau darin auch Hoffnung liegt.

Denn was gesellschaftliche Ursachen hat, ist nicht naturgegeben.

Was wir als Muster erkennen können, können wir untersuchen.

Was wir verstehen können, können wir verändern.

Wenn Schutzlücken sichtbar werden, können wir sie schliessen.

Wenn gesellschaftliche Normen Gewalt begünstigen, können wir diese Normen hinterfragen.

Und wenn wir wissen, welche Dynamiken einer Eskalation vorausgehen, können wir früher handeln.



Dass Sie heute Abend hier sind, dass wir gemeinsam hinschauen und bereit sind, über diese schwierigen Fragen zu sprechen, ist deshalb für mich ein Grund zur Hoffnung.

Und genau an diesem Punkt möchte ich nun an meine Kollegin Dr. Caroline Krüger von der Paulus Akademie übergeben, die mit unseren Gästen den Blick weiter schärfen wird.

Caroline Krüger, ich übergebe dir und unseren Gästen sehr gerne das Wort.

Vielen Dank.